



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 7. Ein nicht anerkannter
Vers von Goethe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mannes ein unsägliches Martyrium gewesen sein muß; gerade durch dieses Bestreben, die Schande von sich abzuwälzen, hat sich Bahrdt ein Denkmal seiner Schande errichtet.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

7. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe.



er Vers von Goethe, der zuletzt mit zu benutzen war, weil es der Gedankengang in seinem Geiste mit sich brachte, der aber noch nicht in den Werken steht, verdient oder fordert noch eine weitere Betrachtung, zugleich als Rechtfertigung seiner Benutzung.

Es war in der Ilmenauer Landschaft, diesem schönen Stück deutscher Erde, das zugleich wie ein Goethischer Lichtkreis geworden ist, in dem sein bestes Licht am reinsten leuchtet, daß ich ihn vor fünfzehn Jahren kennen lernte. Da ist unweit dem Städtchen ein kurzes, aber besonders schönes Bergthal, das Körnbachthal genannt, an dessen Mündung in die Aue auf einer Seite eine Felspartie ragt, zum Besteigen eingerichtet, von den Leuten dort als Goethesfelsen bezeichnet, weil er ihn gern bestiegen habe, und auch in goldnen Buchstaben des Dichters Namen tragend, ihm gegenüber, auf der andern Seite der Thalmündung, eine malerische Mühle, eine sogenannte Massenmühle, worin Schwespath zu Mehl vermahlen wird. Sie muß schon zur Zeit von Goethes letztem Besuche in Ilmenau im Jahre 1831 gestanden haben, denn in der von Mehlstaub bestiebt niedrigen Stube liegt ein Fremdenbuch aus, das, irre ich nicht, mit den zwanziger Jahren beginnt und im Sommer 1831 mitten unter Besuchern aus Gotha, Rudolstadt u. dergl. den Namen Goethes zeigt, eigenhändig eingetragen, darunter sein Begleiter von Fritsch, mit dem Datum des 28. August.

Man fühlt sich von dem einfachen Eintrage dieses Namens mitten in der Reihe dunkler Ehrenmänner gleich in den Tagen, wo er vor der Unruhe seiner letzten Geburtstagsfeier in Weimar entwichen war in den Kreis hierher, der auch für ihn der schönste und reichste Lichtkreis seines Lebens war, um in diesem gleichsam in sich und für sich sein Testament zu machen, denn so etwas lag doch in seinen Gedanken, selbst als Grundgedanke. Man braucht nur, um ihm das nachzufühlen, an seinen Abschiedsbesuch auf dem Sichelhahn zu denken, wie er da vor der berühmten Bleistiftschrift in dem Bretterhäuschen deren Worte laut ablas unter quellenden Thränen und hinzufügte: „Ja, warte nur, balde

ruheft du auch.“ Das ist am 27. August gewesen, also am Tage vorher, und hat gewiß in ihm nachgeklungen als Grundstimmung, die sich in ihm nach seiner Art weiter ausarbeiten mußte.

Da ist nun in jener Mühle, die er am Tage darauf besuchte, neben dem Blatte mit jener Namenliste ein Blatt eingefügt, das nur die Verse trägt, die hier wiederholt werden müssen, freilich nicht von Goethes Hand, auch nicht von der seines Begleiters:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde!
Bist du nur ein milder Gast
Auf der dunkeln Erde.

Ich war nicht wenig überrascht, hatte nie davon gehört oder gelesen, wie denn noch in Dünzers Leben Goethes, wo die sichern Data so sorgfältig gesammelt sind, von dem Besuch in dieser Mühle nichts steht. Verdrießlich war, daß das nicht auch in Goethes Hand dastand. Auf Befragen hörte man in der Mühle, das ursprüngliche Blatt mit des Dichters Handschrift sei einmal gestohlen worden, seitdem werde das Buch nicht mehr aus dem Hause hinausgegeben etwa auf den Rasen draußen, der zum Lagern so einladende Stellen hat, aber der vorige Besitzer der Mühle habe das Blatt so ersetzen lassen. Man sieht es der schönen Handschrift an, daß der Schreiber mit der allerbesten Mühe, mit vollem Gefühl der Wichtigkeit gearbeitet hat. Ein Fälscher hätte sich wohl auch noch vollends die Mühe genommen, des Dichters Handschrift nachzuahmen.

Wie es aber auch mit dem kritischen Verdrusse war, der sich daran klebte, die Verse beschäftigten mich, zumal in der Muße der Sommerfrische, fast Tage lang nachher und ließen mich nicht los. Der zweite Vers kam mir nicht neu vor, er fand sich dann im Divan, der erste aber klang mir durchaus neu. Aber echt wurde er mir mehr und mehr nach Gehalt und Fassung: das konnte nur aus Goethes Geiste kommen! Auch ein Freund urteilte entschieden so, dem ich zuerst davon sagen konnte und der, zwar kein Gelehrter, doch berufsmäßig tief in Goethe lebt. Er wies auch auf das „gab ich,“ nicht „geb ich“ hin als echt goethisch, es entspricht der Richtung, die sich in Goethes Denken etwa von seinem sechzigsten Jahre an geltend machte und immer entschiedener ausbildete, sich selbst, sein Wesen und Thun zugleich im geschichtlichen Gesichtspunkte zu fassen, um es rein zu übersehen. Als ich aber dann Gelegenheit hatte, im Bereich der Goethegemeinde deshalb an einer Thür anzuklopfen, wo man auf die beste Auskunft hoffen durfte, da kam ich gar nicht an damit, es fiel ein Wort von theologischer Fälschung, auch mit Berufung auf eine andre

Stimme von gelehrtestem Klange. Doch hatte ich dabei den Eindruck, daß das nicht aus wirklicher Prüfung kam, sondern aus ganz flüchtiger Kenntniss bei abgeneigter Gesinnung gegen den Inhalt, der zu ungoethisch erschien. So lief die Frage auf das Verhältnis Goethes zu christlichen Gedanken hinaus, genauer zunächst darauf, was man in der sogenannten Goethegemeinde, die doch den Schatz goethischer Gedanken am reinsten und tiefsten heben und verwalten soll, darüber dachte, und gerade das beschäftigte mich ohnehin schon auf das lebhafteste.

Da kam eine neue Wendung hinein, als ich einem theologischen Freunde, einem feinen Goethekenner, davon sagte, der die Verse gar wohl kannte, zwar nicht aus jener Mühle, aber aus zwei theologischen Werken. Sie stehen schon in den dreißiger Jahren gedruckt bei K. M. Rutenick, der christliche Glaube u. s. w. (Berlin, 1834), S. 197, und bei Leonhard Asteri, Entwicklung des paulinischen Lehrbegriffes, vierte Auflage (Zürich, 1832), S. 227, leider ohne Angabe einer Quelle, als wären sie wohlbekannt, aber nur beiläufig in einer Anmerkung beigebracht. Aus jenem Fremdenbuche können sie nicht wohl stammen, weil der zweite Vers eine Abweichung zeigt, für „müder Gast“ dort heißt es hier „trüber Gast,“ d. h. wie im Divan. Volle Verlegenheit vom philologischen Standpunkte, für die ich auch keinen Rat weiß, wenn man sich nicht in den Nebel leicht ausgeflügelter Möglichkeiten wagen mag.

Aber die Fälschungsfrage. Da muß man doch den Möglichkeiten nachgehen, um, da Sicherheit abgeht, der Wahrscheinlichkeit näher zu kommen. Können die Theologen die Fälscher sein oder doch Asteri? Doch nicht auch für das Fremdenbuch? Man müßte da wohl gar zwei Fälscher annehmen, die so wunderbar überein getroffen wären, oder der im Fremdenbuch müßte Asteris Fälschung nur unsicher im Gedächtnis gehabt haben, aber in der Hauptsache, dem ersten Verse, doch wieder so sicher. Aber es schwindelt einem schon in diesem Nebel, wo alles verfließt, es ist höchstens eine nützliche Schulübung, um die Phantasie einmal frei spazieren gehen zu lassen. Aber das ist in dem Nebel doch wohl jeder Phantasie zugänglich: welcher wunderlicher Kauz müßte der Fälscher gewesen sein, der sich für seine kleine oder große Teufelei jene versteckte Stelle aufgesucht hätte, wo sie denn auch hübsch versteckt geblieben ist für die Wissenschaft, auf die sie berechnet war! Und anderseits was für ein Genie, das so in Goethes Art zu denken und zu dichten vermochte, und wieder was für ein wirklich infamer Schlangkopf, der einen echten Vers glücklich zur Hand hatte und damit seinen gefälschten so zusammenschweißte, um diesen unter der echten Flagge in die goethische Weltanschauung einzuschmuggeln, auf das Geratewohl hin, daß doch einmal ein Goetheforscher ihn da entdeckte, sich leimen ließe und dem gebildeten Bewußtsein einverleibe, wozu? um dieses um ein klein wenig religiöser zu färben durch Goethes Einfluß! Wer aus diesem Nebel nicht unwillig oder lachend umkehrt, den beneide ich um seine — Gläubigkeit, sein Selbstvertrauen. Und dabei müßte der Fälscher die Leute in der Mühle

so künstlich gestempelt oder bestochen haben, daß sie verschwiegen, was sie merken mußten, und dafür die Mähr von dem Raube annahmen.

Und jener letzte Zweck der Fälschung, doch wohl der einzig denkbare (da einem genialen Spaß die Sache mit ihrem hohen Ernst doch viel zu entfernt steht), wie wunderbar verfehlt wäre er, wie unnütz und gedankenlos der Versuch bei allem Geiste, der da spricht, da der dazu geschweißte echte Vers um vieles mehr dem anzunehmenden Zwecke entspricht. Dieser Vers mit dem „Stirb und werde!“ war dafür gerade genug, wenn es darauf ankam, Goethen so heimlich zu einem Christen zu machen, um damit das deutsche Christentum selbst aufzubessern, d. h. wenn er selbst auch unecht wäre. Aber christlich gedacht im engeren Sinne ist das Ganze auch gar nicht, der erste Vers am wenigsten; der kommt aus naturwissenschaftlichem oder naturphilosophischem Denken, oder wie man Goethes Naturdenken sonst bezeichnen will, da man damit in Verlegenheit kommt. Und wenn der Gedanke mit einem paulinischen in der Hauptsache zusammenfällt: „Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert“ (2. Kor. 4, 16), so nimmt das Goethes Äußerung nichts von ihrer Selbständigkeit, auch wenn er an die Bibelstelle oder ihre theologische Verwendung dabei gedacht haben sollte, worauf man das lange Sträuben, zu dem er sich bekennt, wohl deuten kann. Für ihn ist es nun etwas Selbst-erfahrenes, Selbsterlebtes und damit erst als gewiß gegeben.

Jenen Möglichkeiten aber, die aus Nebel in nichtige Finsternis führen, steht eine gegenüber, die wohl als Lichtschein gelten kann. Die Inschrift auf dem Gickelhahn ist einmal einem Raubanfalle ausgesetzt gewesen. Davon zeugte ein tiefer Messerschnitt in das Bret, dicht über den Versen, den man noch auf der Photographie sehen kann, die nun von dem dem Feuer verfallenen kostbaren Denkmal allein übrig ist. Der Thäter — wird in der Gegend erzählt — wäre von einem Forstmanne ertappt und auch gleich mit Fäusten gehörig ausgezahlt worden. Da hat man denn einen solchen Sammler mit tigerartiger Sammelmutter in der Gegend, der den goethischen Lebenskreis dort doch wohl ordentlich abgegrast hat und das Blatt in der Mühle ohne Schläge erworben haben kann, wo ja von dem Raub erzählt wird.

Und auch für das Erscheinen des Verses bei den genannten Theologen dämmert eine Möglichkeit der Erklärung. Wenn der alte Hofgärtner Sedell auf Dornburg von Goethe erzählte, den er im Jahre 1828 dort Wochen lang bedient und gepflegt hatte, erwähnte er auch wiederholten Besuch von Studenten, darunter auch ausdrücklich von mehreren Theologen, die einmal stundenlang bei dem Dichter gewesen wären. Es war die Blütezeit der Stammbücher, die man auch auf Reisen mitnahm, besonders auch Studenten. Hätte etwa Goethe, der damals mit Stammbüchern genug heimgesucht wurde, bei solcher Gelegenheit einem Theologen die Verse zum Denkmal eingeschrieben? Usteris Buch ist Schleiermacher gewidmet, er hat also wohl in Berlin studirt und kann die Verse

dort in Theologenkreisen erfahren haben, denen das Bekenntnis des Dichters begreiflich von besonderm Werte sein mußte.

Gerade in die Dornburger Zeit würde der erste Vers seiner Stimmung nach ganz wohl passen, denn der Dichter war dorthin entwichen, um sich mit dem plötzlichen Verluste seines Karl August innerlich abzufinden, sich in seiner Erschütterung zurecht zu finden. Schells schlichte und ungefärbte Erzählungen ließen deutlich sehen und fühlen, wie er da neben den zur Beruhigung getriebenen Naturstudien mit seinem Denken und Empfinden auch in das Jenseits hinübergriff und sein Weiterleben mit Sicherheit dorthin verlegte, wenn er z. B. beim Abschiede den ihm liebgewordenen Mann fragte, ob sie sich denn nicht bald in Weimar einmal wiedersehen, und als Skell das für unwahrscheinlich erklärte, mit gelüfteter Mütze nach oben blickend gesagt hat: Nun also da oben! Aber der Vers kann älter sein, schon im Divan zeigt sich ein Gedankenkreis, in dem er Platz fände. Steht doch dort der Vers mit dem „Stirb und werde,“ der mit seiner düstern Färbung weit eher dem Verdachte der Fälschung verfallen müßte, wenn es möglich wäre. Und dort steht auch, unter der Überschrift Talismane im ersten Buche, ein Spruch:

Ob ich Irdisches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoßen,
Dringet in sich selbst gedrängt nach oben.

Goethe sich vor sich selbst rechtfertigend darum, daß er Irdisches dachte und sann, wie ungoethisch! wenn man z. B. nur an die römischen Elegien denkt, um andres in dieser Richtung Gehendes nicht zu erwähnen, mit dessen Aufgeben gar manche den rechten Goethe oder wenigstens ein Stück seines Centrums zu verlieren meinen würden. Und das Irdische ist sicher im Gegensatz zum Oben gedacht, beide wie entgegengesetzte Enden ein und derselben Bewegung, der Bewegung des Ichs zu seinem Ziele. Das Irdische ist dem Zerfliegen preisgegeben, was in der Hauptsache eins ist mit dem Zerstäuben dort, im Anschluß an das längst geläufige Stäubchen für Atom oder Staubkorn, wie Herder sagt (Ideen 2, S. 172). Im zweiten Gliede des Verses aber ist das Irdische von der Anwendung auf das Äußere, Weltliche deutlich herübergenommen auf das irdische Nächste, Signe, auf sein Leibliches, vom Makrokosmos auf den Mikrokosmos, er dachte schon dabei zugleich an sein Sterben, nicht bloß an das höhere Streben im Leben selber. Denn der Geist „in sich gedrängt“ ist eigentlich gemeint, wie in der leztthin angeführten Äußerung der Madame Roland, die zum Tode ging (Sprüche in Prosa Nr. 341), der „gefaßte“ Geist, d. h. der in sich selbst gefaßt, vom Leibe gelöst oder sich eben lösend. Hier ist er aber zugleich deutlicher in ein Bild gefaßt, wie es Goethe auch für abstracte Dinge brauchte, aus seinem naturphilosophischen Denken heraus oder wie man's nennen

will, d. h. als Flamme, die zugespitzt nach oben dringt aus der Zerstörung heraus.

So also schon im Divan, in den zwanziger Jahren, wie soll da der Vers von 1831 ungoethisch sein können oder müssen? Er muß aber, wie gesagt, älter sein. Die zwei letzten Verse des Gedichtes „Selige Sehnsucht“ sind, wie schon bemerkt, Nachträge zu den drei ersten, als solche erkennbar an dem jedesmal andern Strophenbau, und unser Vers ist ein dritter Nachtrag, den er einmal dem mit dem „Stirb und werde!“ als andre, näher liegende Unterlage vorausschickte, wieder mit anderm Bau, während als solche im Divan ein Vers vom Schmetterlinge dient, der die Flamme sucht, wobei eine Art Sprung des Gedankens wohl auffallen kann. Das Divangedicht wuchs so in seinen Gedanken weiter, von verschiednen Gelegenheiten seiner innern Erfahrung veranlaßt.

Wenn sich niemand den Goethe des Lebens wird rauben lassen wollen, der im Gegensatz zu der vorherigen Weltflucht (von der er doch auch noch genug angewandelt wurde) sich mit festen Füßen auf diese Erde stellt, um sie aus dem alten Sammerthal in ein Lebensthal umsetzen zu helfen, so darf man doch darüber den weiter strebenden Goethe nicht wegwerfen wollen, der schon früh aus diesem Thal mit seiner sauern Arbeit von Zeit zu Zeit auf die Höhen stieg, um da in großem Überblick über das Ganze einmal sich selbst und Gott und der ewigen Idee der Menschheit näher zu sein, als es in dem Ringen hienieden möglich ist. Und wenn er sich in alten Jahren immer mehr diese Höhen des heiteren Überblickes noch weiter erhöhte bis in den Äther hinein, so spricht auch da aus ihm der Goethe der eigensten Erfahrung, der zuletzt nur sich selbst und dem eignen Erleben vertraute. Auch das ist keine Lebensflucht, ja keine Weltflucht, wenn man nur die Welt höher faßt, er suchte aber auch im Sterben das Leben, ein höheres, helleres, größeres, das dem erhöhten Ich nun Bedürfnis wurde. Ihm waren das Diesseits und das Jenseits auch nicht auseinandergerissene verschiedne Welten, nur eine Schwelle zwischen beiden, der Tod als Übergang. Aber auch diesen Übergang strebte er in seinem Fühlen schon früh los zu werden, z. B. in dem Leipziger Gedichte „Wahrer Genuß,“ der da noch ganz in der Liebe gesucht wird, am Schlusse:

Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gefang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.

